

(Nachdruck verboten.)

Was ist Ruhm?

Roman von Max Kreker.

Rast wollte sie ihm ausweichen, er aber ließ sich nicht einschüchtern, sondern wiederholte seine Bitte. Den ganzen Abend über hatte sie ihn geschritten, nun aber wollte er diese Minuten benutzen.

„Na, dann darf ich's wohl nicht wieder tun?“ sagte er offen, ein wenig rot geworden bei dieser Zurechtweisung. „Sehen wir uns doch, wir hören hier alles eben so schön.“

„Nein, nein, das geht nicht, man wird uns beide vermissen,“ erwiderte sie. „Wir haben übrigens einen, der Ihnen Geheimlichkeiten gründlich legen möchte. Nehmen Sie sich vor Herrn Köstlin in acht.“

„Was, vor diesem Döskopp? Der kann mir nicht das Wasser reichen.“

„Sie müssen Ihre Ausdrücke besser wählen,“ warf sie spöttisch ein. „Sie verkehren doch schon lange genug bei uns.“

„Fräulein Marianne, reizen Sie mich nicht,“ sagte er streng und zog sie beiseite, um sie aus der Schlinie der Tür zu bringen.

„Nein, nein, Sie sind mir ein zu loser Vogel,“ wehrte sie sich lachend, ohne es jedoch ernst zu meinen. „Ueberhaupt, hören Sie mal, — was Sie sich alles herausnehmen! ... Es ist manchmal einfach komisch. So etwas schickt sich nicht in guten Häusern, Sie müssen noch sehr erzogen werden.“

„So tun Sie es doch, Marianne,“ stieß er mit kurzem Atem hervor, noch mehr benebelt durch die Sprödigkeit dieses verwöhnten Geschöpfes, das er sich erobern wollte. „Ich bin kein Leutnant, das weiß ich, aber ein Künstler, den Ihr Vater schätzt. Ich liebe Sie, Marianne, ich liebe Sie! Das sollten Sie doch schon längst wissen. Und ich werde Sie auf Händen tragen, nicht bloß mit Worten, ich bin stark genug dazu.“

Das Rotwerden war jetzt an ihr, denn diese Anspielung auf den verfloffenen Bräutigam hatte sie nicht erwartet; aber besser so, wenn er es schon wußte! „Das werden Sie wohl auch nie werden,“ spottete sie weiter, um ihm die Belohnung für seine Unvorsichtigkeit zu geben.

„Ein jeder auf seinem Platz,“ fuhr er fort. „Der eine mit blanken Köpfen, und der andere mit hellem Kopf.“

Der Wein hatte sie ebenso munter gemacht wie ihn, und so lachte sie aufs neue unterdrückt, wobei sie einen Blick durch die offene Tür warf. „Sind Sie ein Mensch!“ Als er aber noch vertwegener werden wollte, hielt sie ihn mit beiden Händen von sich. „Na, na, immer hübsch artig. . . Sie denken wohl, Sie haben Ihr Haustierchen vor sich?“

Die schlimme Erfahrung mit einem anderen hatte sie gewiß gemacht, und so hatte sie sich vorgenommen, keinem in dieser Beziehung mehr zu trauen, bevor sie nicht Gewißheit hätte, daß ein ähnlicher Anhang nicht zu erwarten sei.

Nun lachte er sie heimlich aus wie der zweibeinige Fuchs, der das Hühnchen gefangen hat. Wenn es weiter nichts war, diesen Gedanken wollte er ihr schon austreiben! „Damit habe ich gar nichts zu tun, das ist Kempens Liebe,“ log er tapfer mit einem Körnchen Wahrheit.

„Wer's glaubt, wird fröhlich. Sie haben mir Ihren Freund ganz anders geschildert.“

„Nein, nein, ich schwöre es Ihnen.“ Er sagte nichts mehr. Ueberzeugt von ihrer Reizung, vergaß er ganz den Ort. Sträftig faßte er sie an Scheitel und Kinn und küßte sie heiß und leidenschaftlich. Und stumm duldete sie es, gleich dem wissenden Mädchen, das vergangene Genüsse in allen Adern spürt. Schnell aber wieder zur Vernunft gekommen, flehte sie ihn an: „Gehen Sie, gehen Sie! Um Himmelswillen, gehen Sie!“

Und als er wußte, daß er sie gewonnen hatte, stahl er sich vorsichtig zur Gesellschaft zurück, die gerade aus ihrer Versunkenheit erwachte.

Es war spät geworden. Die meisten Gäste hatten sich schon verabschiedet, nur die sechsten waren noch um Heilke versammelt, darunter Thormeyer, Stampf, Kempen und Lorenzen. Man saß in der sogenannten Trinkstube, einem kleinen, alldütsch eingerichteten Raum, in dem das Glüh-

licht in schmiedeeisernen Laternen steckte. Hier war der Herrentisch, wo beim besten Tropfen getrost ein freies Wort noch fallen durfte, sobald die Damen des Hauses sich zurückgezogen hatten. Heute hatte es besonders Marianne eilig damit gehabt; in Ruhe wollte sie alles kühl überlegen und erwägen, denn der erste Liebessturm ihres Lebens war vorüber.

Heilke, hochrot vom Wein, führte wie gewöhnlich das große Wort, schimpfte auf seine Feinde und lobte alles über den Klee, was ihm besonders in den Kunststücken paßte. In solcher Nachtstunde, wo die Geister aufeinanderplakten, wurde seine Zunge lose und ging mit ihm durch; die Ateliersprache beherrschte ihn dann, die für den Salon nicht erfunden war. Und plötzlich kam er auf Walzmann zu sprechen, auf diesen Versumpften, der sich neulich beinahe frech gegen ihn benommen habe. Die Bezeichnung „Hosbildhauer“ wurmte ihn noch, und so ging sein Aerger in die Luft.

„Ist das vielleicht der Bethoben-Walzmann?“ fragte Thormeyer, der, zum Schluß ganz träge geworden, ein Glas nach dem andern trank und die schwere Echte dabei nicht verschmähte. „Ein verrückter Kerl, der! Kenne ihn noch von der Akademie her, wo wir ihn immer den Quasomodo nannten. Lebt also noch. Merkwürdig, wie die Menschen vegetieren.“

„Und wie vegetiert er! warf Heilke ein, „wie ein Schwein, das sich im Schmutz wohl fühlt.“

Während Lorenzen sich ruhig verhielt, regte sich in Kempens der Widerspruch. „Das Unglück bringt die Menschen herunter, Herr Professor,“ wagte er bescheiden einzuwenden.

„Aber ich bitte Sie — Unglück, Unglück!“ fuhr Heilke ärgerlich fort. „Damit kann man doch nicht alles entschuldigen. Sein Unglück ist die Flasche. Man muß ihn nur einmal in seiner Bude sehen, dann hat man genug.“

„Das kann ich nicht sagen,“ sprach Kempen gelassen weiter. „Eigentlich gehört er zu den Leuten, von denen man nie genug lernen kann. Ich habe manche Woche bei ihm gestanden und seine Fingerfertigkeit bewundert. Na, und da ist für mich eine ganze Menge hängen geblieben.“

Thormeyer stieß ein „So, so“ hervor und betrachtete ihn mit derselben Aufmerksamkeit, die er ihm seit einiger Zeit bewies. Heilke jedoch lachte und sagte mit geschraubter Gemüthlichkeit: „Verzeihen Sie, aber das beweist für mich noch gar nichts. Denn sehen Sie, ich habe wirklich noch nicht den Vorzug, zu wissen, was Sie bei ihm gelernt haben. Bitte mir das nicht übel zu nehmen.“

„O, das hat nichts zu sagen,“ erwiderte Kempen und ergriff das Glas, um auf sein Zutrinken einzugehen.

„Das sind ja alles übertriebene Dinge, die so über ihn herumschwirren,“ sagte Heilke wieder, „ein ganzer Mattenschwanz von Fabeln, die er selbst unter die Leute gebracht hat. Seit zwanzig Jahren reitet er auf seiner Germania herum. . . die hätte schließlich ein anderer auch gemacht. Und sein Goethe, — du lieber Himmel! Er soll den Konkurrenzbestimmungen nicht entsprochen haben, so sagte er. Näherlich! Wenn was dran gewesen wäre, hätte man ihn gewiß nicht kalt gestellt. Walzmann und Goethe — der Kreuzberg und der Chimborasso. Wo soll da das kongeniale Verständnis herkommen? . . . Was meinen Sie dazu, Lorenzen? Sie haben doch auch ein Urteil.“

Lorenzen, der seine Gedanken zwischen dieser peinlichen Erörterung und Marianne teilte, hatte bereits mehrmals dem Freund heimlich mit den Augen einen Wink gegeben, lieber zu schweigen, und mit dem Fuß unter dem Tisch kräftig nachgeholfen; denn er sah das Unvermeidliche kommen, falls man Heilke nicht ruhig austoben ließ. Nun aber, in die Enge getrieben, mußte er sich in irgend einer Weise äußern. Er rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her, im Innern fest überzeugt, daß Kempen recht habe, von der Klugheit jedoch gedrängt, sich dieses Nest hier warm zu halten. „Ja weißt Du, Hermann —“

Zum Glück für ihn brauchte er nicht auszureden, denn Kempen kam ihm zuvor, indem er ruhig sagte: „Das sind so Ansichten, Herr Professor. Es liegt schon was drin in dieser Figur, so etwas Kompaktes, ein großer Zug. Man hat's vielleicht nicht gesehen.“ Und ohne auf Lorenzens Zutreten und Heilkes Gesicht zu achten, schloß er, ohne sich etwas

Wohes zu denken: „Zu jeder Konkurrenz gehört Glück und dann das nötige Verständnis der maßgebenden Leute. Das hat eben gefehlt.“

„Wie? Was? Wie meinen Sie denn das?“ schrie jetzt Heille wie unbefonnen und vergaß ganz, daß er der Gastgeber war. „Drücken Sie sich doch deutlicher aus, bittel! Ich war ja auch Preisrichter.“

Kempen sah sich auf einer Dummheit ertappt und bat um Entschuldigung. Er habe ins Augenblick nicht daran gedacht und es liege ihm fern, ihn damit zu meinen. Zu einem Denkmalsonnentege gehörten auch noch andere Leute, und sicher wisse jeder Künstler aus eigener Erfahrung, daß das persönliche Wohlwollen bei solchen Dingen eine große Rolle spiele; er bitte nochmals um Verzeihung.

In Heille jedoch sah der Stachel, den der Weingenuß noch tiefer trieb. Ein Wort gab das andere, auch Kempen blieb nicht mehr zurückhaltend, und als er sich abermals für Walzmann warm ins Zeug legte, seine Schwächen menschlich zu erklären versuchte und auf den „Gedrückten“ hinwies, dem die Enttäuschungen des Daseins die Flügel beschnitten hätten, weil er seine beste Kraft in den Dienst anderer habe stellen müssen, um zu leben, fühlte sich Heille in seiner Gereiztheit abermals getroffen. „Ach was, das sind ja alles schöne Redensarten, die Sie vielleicht ehren, mir aber nicht imponieren können,“ rief er aufgeregt. „Ein Mistfink ist er, ein ganz versoffener Kerl.“

Nun konnte auch Kempen nicht mehr an sich halten, denn er fühlte den Wahrheitstrieb des rechtlich denkenden Menschen in sich, und so sagte er gleichfalls erregt: „Aber ein Kömmer, Herr Professor, dem man auch sogenannter Großer die Stiefel putzen kann.“

Lorenzen fuhr auf, als hätte er selbst einen Schlag bekommen. Heille aber, völlig rot im Gesicht, lachte drohnend, wie ein Mensch, der seinen ganzen Zorn dadurch entladen will. „Ach, Sie sind ja —!“ plakte es ihm dann heraus. „Ich verstehe Sie überhaupt nicht, brechen wir davon ab.“

Eine peinliche Stille trat ein, denn jeder empfand, daß es mit der Gemütlichkeit nun aus war. Thormeyer zog seine große Uhr, und Stampf, der kein Wort gesprochen, aber wiederholt gegähnt hatte, tat dasselbe. Plötzlich erhob sich Kempen, um sich zu verabschieden; aus seiner Miene las man deutlich, dazu gezwungen zu sein. Er bedankte sich für die Gastfreundschaft, machte seinen Kopfnieder nach drei Seiten hin und blickte ermunternd auf den Wunden.

„Lorenzen, bleiben Sie noch!“ sagte Heille bestimmt, stand ebenfalls auf und gebrauchte die üblichen nichts-sagenden Höflichkeitsworte.

„Aber meine Herren . . .“ warf Thormeyer mit Bedauern ein, der gleich den übrigen den Vorgang richtig erfaßt hatte. „Gehn wir doch nicht so auseinander. Meinungsverschiedenheiten! Wer wird denn gleich —. Ist es nicht so, Feliz?“

„Vielleicht etwas mehr noch,“ sagte Heille frostig. Kempen verstand ihn; und als Lorenzen sich nicht rührte, ging er, begleitet von dem Diener, durch die verlassen Räume, die ihre blendende Helle nun verloren hatten. Und er nahm noch den Schall von Heilles Stimme mit, der sich nicht mähen zu können schien.

„Bestellen Sie doch Herrn Lorenzen, daß ich ihn draußen erwarten werde,“ sagte Kempen dann, nachdem er den Ueberzieher anhatte, und drückte ihm ein Trinkgeld in die Hand. „Schön, es soll geschehen,“ gab der Verschläfene, der sich seine Geschichte sofort gemacht hatte, geschwollen zurück.

Draußen ging Kempen im feuchten Nebelniedererschlag auf und ab und wartete. Als aber eine halbe Stunde vergeblich verstrichen war, schritt er hinweg durch die feuchte und stille Straße, ein Einsamer, der sich selbst Vortwörfe macht, die Welt nicht zu verstehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Eisenstadt.

Von F. Kummer (Chagrin).

Sheffield ist wohl das größte Zentrum der englischen Eisenindustrie. Auf weitenweiter Fläche sind Eisenwerke und Kohlenzechen gedrängt. Schon in stundenweiter Entfernung zeigen schwere Rauchwolken das Nahen der Fabrikstadt an. Sheffield verdankt seine industrielle Größe seinem ausgezeichneten Stahl. Schon zu Beginn der britischen Geschichte sollen auf den Höhen der Gegend Schmelzöfen gestanden haben. Gewiß ist, daß vor einem halben Jahrtausend in der Nähe „gehämmertes Eisen“ zu Messern und

Schwertern bearbeitet wurde. Wie Urkunden besagen, standen schon im Mittelalter die Produkte der Messerindustrie im besten Rufe. Und auch heute sagt es der englische Patriot jedem, der es hören will, daß Sheffield den feinsten Stahl in der ganzen Welt produziere.

Ob das so ohne jede Einschränkung wahr ist, soll hier nicht untersucht werden. Aber eines ist immerhin gewiß: Dieser feinste Stahl wird in der unfeinsten, in der schmutzigsten Stadt erzeugt. Sollte es in der zivilisierten Welt noch eine Industriestadt von der Größe Sheffields geben, in der soviel Unsauberkeit, Schmutz und Beitelei gehäuft sind wie da, dann hat sie ihre Existenz mit unerreichtem Erfolg verheimlicht. Gewiß können Industriestädte nicht Villenvierteln gleichen; gewiß hat jede Großstadt ein oder mehrere schmutzige Viertel. Diese aber machen doch immerhin nur einen verhältnismäßig kleinen Teil des Ganzen aus. Sheffield ist, wie schon gesagt, abgesehen von ein paar Straßen, ein einziger Slum. Freilich wachsen jetzt weit außerhalb des Zentrums luftigere, mehr nach den Regeln der Hygiene angelegte Bezirke empor. Leider können sie für den gewöhnlichen Industriearbeiter nicht in Frage kommen. Die Wohnstätten der Masse der Fabrikarbeiter stehen im Schatten der Fabrikamine, bilden die Ruffänge der Werke, wenn sie nicht gar direkt mit den Werkstätten verbunden sind.

Der große Teil der Arbeiterschaft haust noch in Wuden und Spelunken, die in der Kindheit der Industrie entstanden, die vor fünfzig, vor hundert und noch mehr Jahren auf roh gebrannten Ziegelsteinen zusammengeschichtet wurden. Der Geist, die Bedürfnislosigkeit und Primitivität des achtzehnten Jahrhunderts begann das Industriedorf, die Notwendigkeit erganz seine Vergrößerung; der Dorfzaun wurde weiter hinausgeschoben, aber die rückständige Bauart, die Enge, der Mangel blieb. Mit dem Wachstum der Industrieorte wuchs aber nicht der Schönheitsfimmel der Architekten, nicht die soziale Fürsorge, nicht das Pflichtgefühl der herrschenden Klassen. Und hätten sie sich entwickelt, die steigende Profitkraft der Hausagrarien und der Bodenerwerber hätte sie erstickt. Eine Macht, die die sozialen oder hygienischen Interessen des Proletariats widerstehenden Faktoren überwunden hätte, gab es nicht, oder die Versuche sind so ziemlich alle gescheitert. Und auch heute wird in dieser Hinsicht von der organisierten Arbeiterschaft herzlich wenig getan. Für hygienische und sanitäre Einrichtungen in den Fabriken und für Sanierung der Städte tun die englischen Gewerkschaften äußerst wenig, jedenfalls hundertmal weniger als wir kontinentalen Gewerkschafter anzunehmen geneigt sind. In diesem Punkt steht England noch weit hinter Amerika. Das will denn doch schon etwas sagen. Die heutige Arbeitergeneration in England hat mit ihrer Gesundheit und ihrem Leben die Sünden der herrschenden und die Gleichgültigkeit und Trägheit ihrer eigenen Klasse von mehreren Generationen zu bezahlen.

Freilich haben in dieser Sache die jungen Industriestaaten des Kontinents gegenüber der alten „Werkstatt der Welt“, England, gar manches voraus. Auf dem Kontinent wuchs mit der Industrie auch die Klassenbewusste Arbeiterbewegung. Sie schärfte das soziale Bewusstsein recht fühlbar; durch ihre Wachsamkeit und Energie in der Fabrik, durch ihre Kritik in der Presse und dem Parlament, durch ihre „freundliche Aufmunterung“ der Fabrikinspektoren wurde die Entstehung von Pesthöhlen von Fabriken und dumpfen Slums doch stark beeinträchtigt, ja vielfach ganz unmöglich gemacht. Das alles fehlte in England und fehlt zum guten Teil noch heute. So konnte es kommen, daß ein Teil der Fabrikorte Kirchhöfe für die Arbeiterschaft geworden sind. Besonders Sheffield hat unter dem Bürgerengel Schwindmuth viel zu leiden. Beträgt die Todesrate für die englische Allgemeinheit 15,3, so für die bei der Arbeiterschaft der Sheffielder Messerindustrie 20,3, bei den Messerschleifern im besonderen sogar 46,4. Daß diese unehrer hohe Sterberate zum besten Teil auf das Konto der elenden Wohnungs- und Arbeitsverhältnisse zu setzen ist, bedarf hier keiner weiteren Erläuterung.

Wieviel Mann von der 430 000 Köpfe zählenden Einwohnererschaft Sheffields gegenwärtig in der Industrie tätig sind, ist schwer zu sagen. Diese Frage habe ich führenden Gewerkschaftsleuten hundertmal vorgelegt, ohne etwas anderes als Antwort zu bekommen als: Ein ganzer Haufen. Die Kenntnis der „gewerkschaftlichen Preisrichter der Welt“ ist in solchen, wie in hundert ähnlichen Dingen nicht sehr groß. Auf dem letzten englischen Gewerkschaftskongress wurde eine Statistik verlesen, wonach in Sheffield hunderttausend Arbeiter (dabei 25 000 Frauen) tätig seien, wovon ein Viertel als organisiert (von den Frauen nicht ganz 300) angegeben wurden, die sich auf 108 selbständige Unions mit 156 Gruppen verteilten. Mit diesem derart abgerundeten und largen Zahlenmaterial ist nicht viel anzufangen. Wieviel von diesem Hunderttausend Organisierten als Gewerkschafter rubriziert werden können, wird leider nicht gesagt. Ueberhaupt scheint es mir noch meinen persönlichen Ermittlungen viel zu gewagt, diese Zahlen als rechnerische Grundlage zu benutzen. Viele der Unions, nicht zum mindesten die der Messerindustrie, sind zahlarme und kraft- und tatenlose Gebilde; bei einigen langt das Einkommen an Beiträgen kaum, die Kosten der Verwaltung zu decken. Noch viel schwächer ist die politische Organisation der Sheffielder Arbeiterschaft. Die Gruppen der Unabhängigen Arbeiterpartei und der Sozialdemokratischen Partei sind noch ungeheuer schwach, aber doch immer noch

härter und rühriger als die in anderen Städten von gleicher Bedeutung. Die paar hundert Arbeiter, die Sozialisten genannt werden können, haben es doch immerhin zu einem vierseitigen Wochenblatt gebracht, ein Kunststück, das unseres Wissens noch keiner Parteigruppe in einer englischen Stadt geglättet ist. Das Stadtparlament hat auch seine Arbeitervertreter. Da sie zum meist Trade-Unionisten alten Schlages sind, so hat das wenig zu bedeuten. Der rote Hecht der Arbeitergruppe ist der Sekretär der Lokalorganisation der Arbeiterpartei. Er ist ungalant genug, die Geißel der Kritik auch der Unionsmannschaft fühlen zu lassen. Als die Delegierten zum Gewerkschaftskongress die erste Sitzung verließen, in der sie den blaublütigen Lordmayor und Gewerkschaftsfeind Fitzwilliam wegen seiner Herablassung, die Delegierten mit einer Rede und einer Einladung ins Rathaus zu beehren, stürmisch applaudiert hatten, empfing sie das Häuflein unverzöhnlicher Arbeiter mit brutal unabweisender Hohnrufen und weit schallenden Protesten. Gar mancher von der alten unionistischen Garde ballte seine Faust und fand nur Worte der Verachtung für diese vermaledeiten Ruhestörer, die zu schlecht erzogen seien, um die Ablesse des Lordmayors zu respektieren.

Von einem Hochseligen.

Der junge König von Portugal ward „in die Brombeeren“ geschickt; vor einem halben Jahrhundert hatte auch der junge König von Neapel, Franz II. sein Bündel zu schnüren. Die Vorlesung arbeitete damals erfreulich prompt; es war ja freilich im Süden alles reif, überreif. Franzens Papa, Ferdinand II., war der erste Herrscher gewesen, der 1852 das aus dem Staatsstreich hervorgegangene französische Kaiserreich anerkannte; hatte er doch selber eine Verfassung gebrochen, so mußte ihm Louis Napoleon gewiß sympathisch sein. Daß dieser Mißländer sieben Jahre später Italien seine Rothosen zu Hilfe schicken würde, ahnte jener zwar nicht; doch war, als er im Frühling 1859 „das Zeitliche legnete“, die Aktion, infolge deren das Königreich heider Sizilien von der Karte verschwand, bereits im Gange. Und dem Sohn fehlte so ziemlich alles, um den Stehtraus abzuwehren, „er war ein Prinz und sonst nichts mehr.“ die Krone rutschte ihm vom flachen Kopf.

Mit Ferdinands II. Brutalitäten und Späßen ließe sich ein stattlicher Band füllen; es wäre namentlich daraus zu ersehen, wie abscheulich niedrig die Hochgeborenen oft denken. Unglaubliches hat er geleidet. Man kennt des jungen Gladstones flammenden Brief über das Los der politischen Gefangenen. Doch niemand zeichnete den herrschersüchtigen Tyrannen prächtiger als die eines Märtyrers jener Epoche, als der brave und selbstlose Settembrini in seinen Memoiren es tat: „Erzogen von subalternen Beamten.“ heißt es darin, „welche bei den Bourbonen als beste Ratgeber und Anhänger galten, lernte er von ihnen zwei dem untersten Pöbel eigenen Laster: die Lüge und das Pöffenreißer. Höfliche Worte und Versprechungen waren ihm nur Klünste der Verlogenheit; er drehte sich um und sagte zwinfernd zu seinen Leuten, die Welt wolle gefoppt sein und ein Monarch müsse das besser als jeder andere kennen. Keiner kam ihm vor die Augen, ohne von ihm einen Spottnamen zu empfangen. Jedem warf er eine Vösheit zu; er ergötzte sich, einem greisen Höfling die Waden mit der Reitpeitsche zu streichen, ihn stürzen zu sehen, ihn schreien zu hören; die Verrenkungen des Mißhandelten gewährten ihm Bönne. Einst wollte sich seine Gattin Christine ans Klavier setzen; er schob ihr den Stuhl weg und medierte vergnügt, worauf sie entrüstet sprach: „Ich glaubte den König von Neapel geheiratet zu haben, nicht einen Lazzaroni!“ Sie hatte den rechten Ausdruck geprägt, er war ein Lazzaronihäuptling, gemein, habfüchtig, abergläubisch und hielt einen jeden Menschen ohne weiteres für schlecht; der Schlimmste der Schlimmen auf dem Thron!“

Sein Instrument war bis 1848 jener verruchte Delcaretto, der den Marschentitel und den Marischallstab sich wesentlich dadurch ergannerte, daß er in Kalabrien nach einem belanglosen Aufstand bestialisch hauste. Dreißig Rebellen ließ er hängen, — darunter einen achtzigjährigen Priester. Wie Settembrini zu Anfang der fünfziger Jahre unschuldig in Vanden lag, hätte er gleich anderen Leidensgenossen sich loslaufen können; denn ein „gutgesinnter“ Advokat trieb den Handel systematisch und mit Wissen des Königs, dem lieber war, man wöhne, seine Milde sei für Geld zu haben, als daß man Argwohn schöpfe, er lasse aus Schwäche Gnade ergehen. Von englischer Seite wurden Settembrini die nötigen Mittel angeboten; er aber mochte die Freiheit weder erschachern, noch erbetteln und lehnte sie dankend ab.

Im Schoße seiner Familie spielte Ferdinand den Zärtlichen. Er diktierte dem Thronerben fleißig Regentenweisheit — und was für eine! — und befiß sich auch korrektester Frömmigkeit. Begegnete er auf einer Ausfahrt durch die Straßen der Stadt einem hohen Pfaffen, so stieg er aus und kniete vor ihm nieder. Den Heiligenbildern in seinem Palaste warf er Fußhändchen zu. Im Heere ward jeder Waffengattung ein besonderer Schutzpatron verordnet. Die Jesuiten waren ihm insofern genehm, als sie das „Bestehende“ verteidigten; er fürchtete sie aber mehr als er sie verehrte. Der Liberalismus aber war ihm in jeder Form zuwider, wie dem Teufel das Weihwasser und zur raffinierten Auspionierung der gebildeten Massen verwendete er einen Schwarm von Spiegeln, die ihm horrend Summen kosteten. Volles Vertrauen hatte er nie einer

Seele geschenkt. Und nach dem Attentat des Soldaten Milano, der ihm bei einer Nebue einen wuchtigen Bajonettschiff ver setzte, verdüsterte sich sein Wesen. Von dem Verdacht, daß Mörder ihm stetig auf den Ferien seien, ließ er sich höchstens inmitten seiner Schweizerföldner, einer ihm persönlich knechtisch ergebenen Truppe, abbringen. Er besuchte sie gern in ihren Kasernen und plapperte mit ihnen in ihrem Dialekt, den er einst als Zögling des berühmten Fellenbergischen Instituts zu Hofstul bei Bern passabel erlernt hatte. Auch ihren heimischen vierstimmigen Chören lauschte er mit Vergnügen, und auf Märchen wie in Mandöverpausen wurden die fangestundigen Wächter oft plötzlich zu ihm hinkommandiert, damit sie sich produzieren. Gatten sie die Majestät erbeitert, gab's reichlich zu kaufen. Ferdinand kannte ihren nie erlöschenden Durst und pflegte deshalb zu sagen, er vertraue den Schweizern unbedingt alles an — bis auf die Kellersäusel.

In der letzten Spanne seines uneligen Daseins weilte er meist in dem streng bewachten Schlosse von Caserta, und hier gab er auch einer richtigen Hanswurstklaue nach. Der gewesene preussische Leutnant Wilhelm Rüstow, der nach 1848 in der Schweiz ein Asyl fand, ins eidgenössische Heer eintrat und sich durch eine Reihe militärtheoretischer Studien einen ausgezeichneten Namen erwarb, war im Sommer 1860 von Garibaldi zur Führung einer Brigade der italienischen Söldarmee berufen worden. Die Erlebnisse dieses Feldzuges schilderte Rüstow in seinen heute fast vergessenen Erinnerungen; er erzählt darin auch von einer wunderlichen Ueberreaktion, die ihm zu Caserta ward, als er dort mit Oberst Medici zu konferieren hatte. „Dieser“, berichtet jener, „hatte die Zimmer des linken Flügels, die Ferdinand vormals bewohnte, für sich in Weisklag genommen. Er war bei meiner Ankunft abwesend. Ich wartete auf seine Rückkehr im königlichen Schlaf- und Toiletten-gemach. Es war dort in einem Glasschrank eine ansehnliche Bibliothek, und um die Langeweile zu bannen, gedachte ich ihr irgend ein Werk zu entnehmen. Beim Ueberfliegen der Titel ergab sich, daß alle bedeutenden Ercheinungen der italienischen Literatur seit dem 16. Jahrhundert da waren, offenbar von einem vorzüglichen Kenner noch fächerhöchst sorgfältig zusammengestellt. Meine Wahl war endlich getroffen und eben wollte ich den Schrank öffnen, als ein betagter Diener hereinkam und grinzend mir bemerkte: „Es ist nichts, ist Holz!“ Ich verstand erst nicht, was der Kerl meinte, ich mochte und konnte dies unmöglich annehmen, aber es verhielt sich gleichwohl so. Diese Bücher waren überzogene, mit Aufschritten in Goldbuchstaben versehene Holzstücke und diese Säherei diente lediglich als Schirm für den Toiletteramm, in dem der Nachstuhl sich befand. Daß dieses Objekt der ureigenste Gedanke Ferdinands II. war, hat man mir bestätigt.“

Ein niedriges Pendant zu Potemkins gemalten Dörfern.

d. g.

Kleines feuilleton.

Musik.

Das 20. Stiftungsfest des Deutschen Arbeiter-Sängerbundes, Gau Berlin und Umgebung, das am Sonnabend im Brauereisaale Friedrichshain stattfand, brachte Leistungen, denen im ganzen ein erfreulicher Fortschritt gegen frühere Darbietungen anzumerken war. Im ganzen zeigte sich auch, daß die einzelnen Dirigenten ihre Chöre mit Sorgfalt geskult hatten und daß die einzelnen Sänger sich willig den Anforderungen hingaben, die namentlich an präzises Zusammenklappen und an deutliche Aussprache zu stellen sind. Wie weit sich dies auf die Dirigenten, auf die Mitglieder und auf den Vorteil einer längeren Traditon eines Chores verteilt, ist schwer zu sagen; es würde sich empfehlen, auf jedem Programm zu dem Namen des Chores das Jahr seiner Gründung und zu dem des Dirigenten das Jahr seines Amsantrittes anzugeben. Um aus den Chorleitern einen hervorzuheben, dessen Einfluß auf seine Sänger und besonders eindringlich und gut abtönend erschien, nennen wir Herrn Tobias, den Leiter des „Weizensee“ (es heißt, er habe den Chor erst seit kurzem in seiner Hand).

Der Maßstab, der an diese Sangesleistungen anzulegen ist, darf allerdings nicht von solchen Chören hergenommen werden, die wegen ausgedehnterer künstlerischer Beschäftigung ihrer Mitglieder hohe Vorzüge in der feinen Abtönung des Vortrages und in der Klangschönheit der Stimmen erreichen können. Letztere leidet besonders leicht unter einer sehr begreiflichen Ercheinung, die gerade diesmal zu merken war. Menschliche Stimmen unterscheiden sich nämlich oft sehr durch eine hellere und dunklere, flachere und vollere, härtere und weichere Klangfarbe; fügen nun solche Stimmen und namentlich solche Tenöre zusammen, und weitteuern sie gar noch in der Stärke, so wird der Gesamtklang leicht rau, mit einer Neigung zum Harten. So war es z. B. beim „Süd-Ost“; und im „Ramenlos“ konnte man deutlich zwei besonders eindringliche Tenöre hervortreten hören, deren einer mehr hart und „leblig“ klang, der andere mehr hell und weich. Bei der Neigung des ebengenannten, übrigens sonst wieder gut abgetönten Chores zum Piano wird die nötige Ausgleichung wohl noch leichter sein, als beim vorgenannten, der jedenfalls sein Forte zurückhalten und auf eine vollere Färbung der Vokale o und i achten soll. Es scheint, daß die überall anzutreffende Vorliebe für Übungen auf dem Vokale a auch bei

unseren Chören schadet und wenigstens durch Uebungen auf u, zumal für die „Flachen“ und „Harten“ ergänzt werden könnte). — Im einzelnen mögen noch folgende Notizen interessieren:

Beim „Männergesangverein Namenlos“ (Dirigent Philo), der über 60 Mann stark erschien, fiel als Komposition „Tief ist die Mühe verzeichnet“ von Th. Podbertsky auf.

„Männerchor Weissensee“, mindestens auch über 60 Mann, fällt durch angenehme weiche Vasse auf, die Tenorstimmen mögen ihnen ähnlich werden, zunächst gedämpfter singen und einige Interballe reiner herausbringen; zumal Terzen „standen“ nicht genug gleichmäßig und fest. Hübsch, doch schwierig war Emil Neumanns Komposition „Waldesrieden“.

„Sängerchor Südost“ (Dirigent Kowalski), über 70 Mann. Stramm durchgearbeiteter Vortrag, obwohl der Chor noch jung zu sein scheint. Gute Komposition „Der Pilot“ von Sturm (einer von Haydn bedarf keines Rühmens mehr).

„Männer-Gesangverein Rixdorf“ (Dirigent Kieste), über 80 Mann. Der Chor ist anscheinend alt, singt sehr ausgeglichen und abgeleitet, in einigen Stimmen zwar nicht hart, aber etwas rau und heiser, im ganzen angenehm dunkel. Bemerkenswerte Komposition „Vale carissima“ von Hugo Kaun. Eine Ballade von Friedrich Hegar zeigte die bei diesem alterbedienten Chor komponisten bekannte Doppelseite der Liedertafel und des selbständigen Ausdrucks mit einer kleinen Steigerung im Verlauf.

„Sängerabteilung I Südost“ und „Männerchor Köpenick“, mit mehr als 100 Mann zusammengesetzt, in Vertretung dirigiert von Paul Kurz, dessen dramatischer Männerchor „Zur neuen Welt“ ein gut Stück über Liedertafel hinausreicht. Richard Dehmels bekanntes Gedicht „Der Arbeitsmann“ erschien in einer Komposition, die den Refrain „Nur Zeit!“ nicht eben sehr verliert darstellt; hier könnte der Vortrag, der sonst durch ein gutes Crescendo auffiel, nachhelfen. Die Chorgruppe hatte ihre Leistung überhaupt sorgsam durchgearbeitet. Die Tenöre zeigten sich im Piano, mit einem den höheren Tönen der Klarinette ähnlichen Klange, günstiger als im Forte. Gesamtchor (Direktor Diesbach) 200—300 Mann (also eine kleine Auswahl aus den sechs beteiligten und den mehreren Duzend angegliederten Chören). Präziser Sang, deutliche Aussprache; nach einer gehaltenen Bundeshymne sympathische Komposition „Das heilige Feuer“ von Uthmann.

Die gehäufte Fülle von sonstigen Darbietungen dehnte das Fest in Morgenstunden hinein, die wir trotz Lockungen von Harfe, Violoncell usw. unmöglich mehr mitmachen konnten. Das Kammermusik weder nach Mitternacht noch in einen Tausendersaal paßt, steht längst fest. So tat es uns auch um die sorgfältige Aufführung des in mehrfacher Sinne „großen“ B-dur-Trios von Beethoven leid (Kestenberg, Deiffau, Loewenson). — Die Orgel des Saales bedarf gründlicher Reparatur.

Eine Festrede von Heinrich Schulz (die voraussichtlich in vollem Text erscheinen wird), beleuchtete namentlich das Verhältnis des Arbeiterkampfes zum Arbeitertamp und zur künstlerischen Massen- und Einzelbildung.

Astronomisches.

Ueber den Stand unserer Kenntnisse vom Weltall hat George Darwin, der Sohn von Charles Darwin, einen umfangreichen Vortrag gehalten, worin er eine Summe neuer Kenntnisse und Anschauungen zusammenfaßte. Darwin äußerte die Besorgnis, daß seine Darstellung von der Naturgeschichte des Himmels vielleicht nicht sehr viel Interesse erwecken werde, da er keine Liebesgeschichten von den Bewohnern des Sirius berichtet, auch nicht mit einem andern hervorragenden Astronomen der Gegenwart — gemeint ist Percival Lowell — in Wettbewerb treten werde in Spekulationen über die Leistungen der Marsbewohner als Ingenieure. Er griff dann vier Punkte aus den astronomischen Forschungen heraus. An erster Stelle sprach er über die Entfernungen der Fixsterne. Bisher hat sich kein Stern gefunden, dessen jährliche Bewegung im Jahre auch nur den kleinen Betrag von einer Bogensekunde am Himmel ausmacht. Ein einziger Stern ist bekannt, dessen jährliche Verschiebung wenigstens jährlich $\frac{1}{4}$ einer Sekunde beträgt. Dieser ist damit weitaus der unserm Sonnensystem nächste Fixstern, aber immerhin noch mehr als 40 Billionen Kilometer oder fast 3 Millionen mal weiter entfernt, als der Abstand der Erde von der Sonne beträgt. Das Licht braucht $4\frac{1}{2}$ Jahre um von diesem Stern bis in unser Auge zu gelangen. Im ganzen sind jetzt die jährlichen Verschiebungen oder, wie die Astronomen sich ausdrücken, Parallaxen von etwa 360 Sternen bekannt, eine gewaltige Arbeitsleistung der Astronomen, obgleich in der Hälfte dieser Fälle noch eine ziemlich große Unsicherheit herrscht. Vorläufig wird man sich daraus immerhin nur unbestimmte Vorstellungen über die Bewegungen und die Verteilung der Himmelskörper im Weltall machen können. Vor allen Dingen kann man schon einen Begriff davon erhalten, in welcher Vereinsamung das Sonnensystem seinen Lauf durch den Weltraum ausführt. Wenn man um die Sonne eine Kugel legen könnte, die von ihrem Mittelpunkt 65 Billionen Kilometer entfernt ist, so würde sich in dieser Kugel außer der Sonne nur ein einziger, eben jener nächstgelegene Fixstern befinden, und auch weitere Kugeln, die mit dem gleichen Abstand von der ersten um die Sonne gelegt würden,

würden im Durchschnitt nur einen Stern enthalten. Nimmt man dazu die Tatsache, daß nach dem heutigen Stand der Himmelsphotographie und ihren bisherigen Erfolgen die Gesamtzahl der Fixsterne auf etwa eine Milliarde geschätzt wird, so erhält man ein nachdrückliches Gefühl von der unbegreiflichen Ausdehnung des Weltalls oder auch nur des Teils des Weltalls, der für menschliche Mittel der Beobachtung erreichbar ist. In das Feld der großen Umwälzungen, unter denen sich die Geburtswehen neuer Welten vollziehen, führt die Betrachtung der Sternhaufen und Nebel. Manche Nebel sind wahrscheinlich die frühesten Stadien der Weltenbildung, die dann allmählich in Sternhaufen sich verwandeln mögen. Der Uebergang erfolgt vielleicht durch die merkwürdige Form der Spiralnebel. Neuerdings ist freilich von hervorragender Seite die Vermutung ausgesprochen worden, daß solche Spiralnebel durch die Bewegung zweier Sterne entstehen können, die gegenseitig zu einer gewaltigen Umwälzung führt und damit endet, daß beide sich als Spiralnebel wieder voneinander entfernen. Als letzte Frage behandelte Darwin die Frage der Doppelsterne, das heißt solcher Fixsterne, die, wie er sich ausdrückte, unter dem Einfluß ihrer gegenseitigen Anziehung umeinander herumwälzen. Im Weltall gibt es unzählige Beispiele einer solchen Vergesellschaftung, so daß wahrscheinlich jeder sechste Fixstern am Himmel ein doppeltes ist. Die Entstehung dieser Doppelgebilde ist bis auf den heutigen Tag noch nicht sicher erklärt worden.

Aus dem Tierleben.

Neues vom „Selbstmord“ des Skorpions. Es ist eine ziemlich allgemein bekannte Behauptung, daß der Skorpion, wenn man ihn mit einem Kreise aus glühenden Kohlen umgibt, sich mit seinem Giftstachel selbst töte. In der Pariser Zeitschrift „La Nature“ hat ein Beobachter, der das Experiment wiederholte, den Verlauf berichtet und jene Behauptung als richtig behätigt. Der Skorpion suchte durch den feurigen Wall zu entkommen und zwar unter ihm hindurch, machte dann auf der entgegengesetzten Seite des Kreises den gleichen vergeblichen Versuch und stach sich schließlich in den Kopf, um sofort bewegungslos alle viere, oder wie es bei einem Skorpion heißen muß: alle achte von sich zu strecken. Nun hat schon Dr. Zell in seinem Büchlein „Tierfabeln“ darauf hingewiesen, daß die Arten der Skorpione sich nicht gleich in dieser Frage verhalten, daß viele Experimente jene Behauptung nicht bestätigen, und daß es zum Beispiel nicht gelang, Skorpione umzubringen, die man gewaltiam mit ihrem eigenen Stachel zu töten suchte. Sie wurden nur betäubt. Wenn der halb gebratene Skorpion vor Schmerz mit seinem hochgehobenen Stachel blitzschnell herumfuchtelte, kann man seinen Bewegungen kaum folgen, und bisweilen wird dann behauptet, er habe sich gestochen, während er nur an Verbrennungen zugrunde gegangen ist. Dr. Zell hält daher den Selbstmord in dem Sinne, wie er bei Menschen verstanden wird, für den Skorpion nicht für erwiesen. In einer folgenden Nummer der „Nature“ ist nun auf die Versuche Fabres hingewiesen worden, eines berühmten Entomologen (Zinnetenforchers). Fabre hatte mit seinen Versuchen stets Erfolg und eben deshalb — leugnete er den Selbstmord des Skorpions! Er legte nämlich die Selbstmörder beiseite auf Sand und nach etwa einer Stunde waren sie alle immer wieder lebendig! Man kann nun folgendes annehmen: Die Tiere suchen sich, ihrer Gewohnheit gemäß, dadurch zu retten, daß sie sich verkrühen. Mit dem Feuer hatten sie bisher keine nähere Bekanntschaft. Sie rennen daher auf die Kohlen zu, um sich unter ihnen zu verbergen, und schreden zurück, um an einer anderen Stelle das gleiche zu versuchen. Dabei erhitzen und verbrennen sie sich die Kopfganglien; sie empfinden instinktiv eine Lebensgefahr und stellen sich nach einigem Hetzumsucheln mit dem Schwanz tot. Das Totstellen ist bei den Spinnentieren, zu denen der Skorpion im weiteren Sinne ja gehört, verbreitet, und aus das Totstellen deutet auch der Umstand, daß die Tiere übereinstimmend nach mehreren Berichten gleich nach dem Stiche regungslos liegen bleiben. Es ist eine alte Erfahrung, daß giftige Tiere für das Gift ihres eigenen Leibes wenig oder gar nicht empfindlich sind, und es wurde bereits erwähnt, daß man Skorpione gewaltiam mit ihrem Stachel nur zeitweise betäuben, aber kaum töten kann. Daher ist die Annahme des plötzlichen Sichtsstellens hier wahrscheinlicher.

Wir können aber auch annehmen, daß die durch die Verührung mit den glühenden Kohlen verbrannte Kopfstelle heftig schmerzt und der Skorpion mit seinem Stachel unwillkürlich dahin schlägt, wie wenn er sich eines Angreifers entledigen wollte. Er glaubt einen Feind auf dem Kopfe zu spüren, sticht nach ihm und sticht sich selbst. Da er aber an das Gift gewöhnt ist, so wacht er, wenn man ihn beiseite legt, wieder auf. Nimmt man das eine oder das andere an, in beiden Fällen kann von einem „Selbstmorde“ in unserem Sinne nicht die Rede sein. Um zum Selbstmörder zu werden, muß man vom Leben und vom Tode erst eine Vorstellung haben. Zu der Annahme, daß solche Vorstellungen bei so niederen Tieren existieren, fehlt uns auch der leiseste Anlaß! Gibt es vollends Erklärungen, die ohne Voraussetzung solcher Vorstellungen vollständig ausreichen, so wird man sich damit begnügen. Immer ist die einfachere Erklärung der komplizierteren vorzuziehen. Der Selbstmord des Skorpions gehört daher zu den unbewiesenen Tierfabeln.

L. L.